

AURA HEYDENREICH

## WAHL, VERWANDTSCHAFT, VERSUCH(UNG)

Wissensordnungen und narrative Beobachtungsexperimente  
in Goethes Wahlverwandtschaften

»Machen Sie nächstens einen Versuch und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen«<sup>1</sup>, so der verlockende Hinweis des Gehülfen im Gespräch mit Charlotte in Goethes *Wahlverwandtschaften*. Das im späteren Verlauf des Romans durchgeführte Pendelexperiment löst bei dessen Beobachtern geteilte Reaktionen aus: »Der Lord selbst stutzte einigermaßen, aber der andere konnte vor Lust und Begierde gar nicht enden und bat immer um Wiederholung und Vermannigfaltigung der Versuche.« (WV, S. 481) Die Lust am Experiment(ieren) ist bekanntlich eines der zentralen poetologischen Kennzeichen von Goethes *Wahlverwandtschaften*. Schon die Eingangszitate – die sich auf den pädagogischen und den naturwissenschaftlichen Kontext beziehen – lassen gleich fünffach vermuten, dass sich deren differenzierte Betrachtung auf mehreren Ebenen lohnt: Es geht erstens um die performative Inszenierung des Versuchs, zweitens um die genaue Beobachtung desselben, drittens um seine Darstellung, viertens um den ästhetischen Genuss als Begleiterscheinung der Beobachtung der Darstellung. Und spätestens mit dem Hinweis auf die ästhetische Dimension des Versuchs wird – fünftens – der doppelte Boden seiner Codierung deutlich: als simultanes Beobachtungsmedium der Wissensproduktion und der Wissenssubversion.

Die Untersuchung des Experiments und des Experimentellen hat Hochkonjunktur in der Literaturwissenschaft.<sup>2</sup> Marcus Krause und Nicolas

<sup>1</sup> Johann Wolfgang Goethe, Die Wahlverwandtschaften, in: ders., Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche, hrsg. v. Friedmar Apel u. a., Abt. I, Bd. I: Die Leiden des jungen Werthers. Die Wahlverwandtschaften. Kleine Prosa. Epen, hrsg. v. Waltraut Wiethölter in Zusammenarbeit mit Christoph Brecht, Frankfurt a. M. 1994, S. 269-530, hier S. 444. Goethes Text wird im Folgenden nach dieser Ausgabe unter der Sigle WV, gefolgt von der Seitenangabe zitiert.

<sup>2</sup> Hier ist auf die von Michael Gamper jüngst herausgegebene Serie von Publikationen hinzuweisen, die einen historisch-systematischen Überblick zum Konnex von Experiment

Pethes weisen in ihrem Band zu den Poetologien des Experiments<sup>3</sup> im 19. Jahrhundert auf folgende Perspektivierungen hin: a) die Untersuchung der Übertragung naturwissenschaftlicher Versuchsanordnungen in literarische Texte,<sup>4</sup> b) die Untersuchung von Gedankenexperimenten als potentielle Handlungs- oder Denkalternativen, die wissenschaftlich nicht verwirklicht, aber im Medium der Fiktion aktualisierbar sind,<sup>5</sup> c) die Untersuchung der formal-experimentellen Dimension literarischer Texte.<sup>6</sup> Diese Spielarten der Erkundung des Experiments<sup>7</sup> im Wechselbezug zwischen Literatur und Naturwissenschaft sind zum Teil auch in der *Wahlverwandtschafts*forschung vertreten.<sup>8</sup> Der Schwerpunkt der vorliegenden Studie verlagert den Blick auf den *modus operandi* des Experiments – auf

und Literatur bietet. Zur systematischen Darstellung vgl.: Michael Gamper (Hrsg.), *Experiment und Literatur. Themen, Methoden, Theorien*, Göttingen 2010; *Einen historischen Überblick für den Zeitraum 1580-2010* findet sich in: Michael Gamper, Martina Wernli, Jörg Zimmer (Hrsg.), »Es ist nun einmal zum Versuch gekommen«. *Experiment und Literatur I 1580-1790*, Göttingen 2009; dies. (Hrsg.), »Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!« *Experiment und Literatur II 1790-1890*, Göttingen 2010; Michael Bies, Michael Gamper (Hrsg.), »Es ist ein Laboratorium, ein Laboratorium für Worte«. *Experiment und Literatur III 1890-2010*, Göttingen 2011.

<sup>3</sup> Marcus Krause, Nicolas Pethes (Hrsg.), *Literarische Experimentalkulturen. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert*, Würzburg 2005.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu grundsätzlich: Nicholas Pethes, *Literatur und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte und Literatur (IASL)* 28, 1993, S. 181-231; Olav Krämer, *Intention, Korrelation, Zirkulation. Zu verschiedenen Konzeptionen der Beziehung zwischen Literatur, Wissenschaft und Wissen*, in: Tilman Köppe (Hrsg.), *Literatur und Wissen, Theoretisch-methodische Zugänge*, Berlin 2010, S. 192-213.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu: Thomas Macho, Annette Wunschel, *Science & Fiction. Über Gedankenexperimente in Wissenschaft, Philosophie und Literatur*, Frankfurt a. M. 2004.

<sup>6</sup> So z. B. Harald Hartung, *Experimentelle Literatur und konkrete Poesie*, Göttingen 1975.

<sup>7</sup> Zum Experimentalcharakter des Romans vgl.: Johannes Twardella, *Experimente im Treibhaus der Moderne. Versuch einer kommunikationstheoretischen Analyse von Goethes Wahlverwandtschaften*, in: *Neophilologus* 83, 1999, S. 445-460.

<sup>8</sup> Jeremy Adler und Christoph Hoffmann zeigten, dass der Roman nicht nur eine chemische Theorie sogenannter Wahlverwandtschaften konfiguriert, sondern dass die chemische Gleichnisrede auf mehreren Theorien gründet, von Torbern Bergman über Claude-Louis Berthollet zu Antoine Laurent de Lavoisier. – Jeremy D. Adler, *Eine fast magische Anziehungskraft. Goethes Wahlverwandtschaften und die Chemie seiner Zeit*, München 1987; Christoph Hoffmann, »Zeitalter der Revolutionen«. *Goethes Wahlverwandtschaften im Fokus des chemischen Paradigmenwechsels*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (DVjs)* 3, 1993, S. 417-449. Vgl. auch Uwe Pörksen, *Goethes Kritik naturwissenschaftlicher Metaphorik und der Roman Die Wahlverwandtschaften*, in: *Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts* 25, 1981, S. 285-315; Elisabeth von Thadden, *Erzählen als Naturverhältnis – Die Wahlverwandtschaften. Zum Problem der Darstellbarkeit von Natur und Gesellschaft seit Goethes Plan eines Romans über das Weltall*, München 1993.

die Beobachtung – und auf die intrikate Wechselwirkung zwischen Beobachter und Beobachtetem sowie auf die daraus folgenden Konsequenzen für die poetische Darstellung von Wissensordnungen.<sup>9</sup> Das Experiment fungiert im Roman als interdiskursive Schaltstelle zwischen Epistemologie und Poetologie.<sup>10</sup> Im Folgenden soll gezeigt werden, wie Goethes Roman die Geschichtlichkeit von Wissensordnungen durch die Simulation eines Experiments performativ inszeniert und dabei auf narrativer Ebene die Bedingungen der Beobachtung der Differenzqualität dieser Wissensordnungen illustriert.

Der Verlust der Legitimität von Wissensordnungen wird in den *Wahlverwandtschaften* anhand narrativer Rahmungen, wiederholter Spiegelungen und impliziter Perspektivierungen reflektiert.<sup>11</sup> Und zwar im Sinne von Marcus Krause und Nicolas Pethes, dass Literatur die eigene »Konstruktivität, Diskursivität sowie ihre Historizität nicht nur ausstellt

<sup>9</sup> Dass das Prinzip des »dialektischen Ineinanderspielens widersprechender Ordnungsformen« konstitutiv ist für die Konzeption des Romans, darauf hat auch Gerhard Neumann hingewiesen. In: Gerhard Neumann, *Ideenparadiese. Untersuchungen zur Aphoristik von Lichtenberg, Novalis, Friedrich Schlegel und Goethe*, München 1976, vgl. hier das Kapitel: Die Aphorismengruppen in den *Wahlverwandtschaften*, S. 683–694; Christine Lubkoll zeigte, dass entsprechend der zahlreichen, sich gegenseitig ablösenden chemischen Theorien, die hier verarbeitet wurden, gleichzeitig mehrere Liebes- und Ehekonzeptionen modelliert werden. Die von Luhmann diachron dargestellten Stationen des Liebescodes: der säkularisierte Marienkult, der *amour passion*, die Ehe, die Freundschaft, die romantische Liebe, all diese überlagern sich synchron und aporetisch in der Szene des doppelten Ehebruchs der Phantasie. Vgl. Christine Lubkoll, *Wahlverwandtschaft. Naturwissenschaft und Liebe in Goethes Eheroman*, in: Brandstetter (Hrsg.), *Erzählen und Wissen, Paradigmen und Aporien ihrer Inszenierungen in Goethes »Wahlverwandtschaften«*, Freiburg i. Br. 2003, S. 261–278; Theo Elm zeigte, dass das Wissen um die Umbrüche der Wissensordnungen eine enzyklopädische Ausrichtung hat, so dass die Diskurse der Architektur, der Pädagogik, der Ökonomie im Roman in ihrer Widersprüchlichkeit auf Probleme der Moderne vorausweisen. Theo Elm, »Wissen« und »Verstehen« in Goethes *Wahlverwandtschaften*, in: Brandstetter (Hrsg.), *Erzählen und Wissen*, a.a.O., S. 91–110. Dem entspricht auch der Befund David Wellberys von der Desorganisation symbolischer Ordnungen als zentralem Konfigurationsmodell für Goethes *Wahlverwandtschaften*. David E. Wellbery, *Die Wahlverwandtschaften* (1809). Desorganisation symbolischer Ordnungen, in: Paul Michael Lützeler (Hrsg.), *Goethes Erzählwerk. Interpretationen*, Stuttgart 1985, S. 291–318.

<sup>10</sup> Zum engen Konnex von Epistemologie und Poetologie wies Joseph Vogl darauf hin, dass die Geschichtlichkeit des Wissens an seinen Darstellungsformen abzulesen ist und somit »jede epistemologische Klärung mit einer ästhetischen Entscheidung verknüpft ist.« Joseph Vogl, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, Zürich 2004, S. 14 f.

<sup>11</sup> Zu den narrativen Verfahren der Rahmung und Perspektivierung vgl.: Gerhard Neumann, *Wunderliche Nachbarskinder. Zur Instanzierung von Wissen und Erzählen in Goethes Wahlverwandtschaften*, in: Brandstetter (Hrsg.), *Erzählen und Wissen*, a.a.O., S. 15–40.

und reflektiert, sondern als Elemente ihrer Formbildung nutzt.«<sup>12</sup> In Anlehnung an Yehuda Elkana<sup>13</sup> betonen Krause und Pethes die Dimension des Experimentierens als Beobachtungspraxis auf zweiter Stufe: »Als eine [...] Praxis zweiter Ordnung beobachtet ein Experiment mithin nicht die Welt. Vielmehr bedeutet Experimentieren, zu beobachten, wie die Welt beobachtet wird.«<sup>14</sup>

Ein somit definierter Experimentbegriff wird auch für die vorliegende Analyse von Bedeutung sein, weil er sich als Relais zur Feststellung von Gemeinsamkeiten und Differenzen in der wissenschaftlichen und literarischen Praxis eignet. So setzt die wissenschaftliche Praxis auf methodisch kontrollierte, vergleichbare, messbare, wiederholbare, empirisch gesicherte Beobachtungstatsachen, die quantifizierbar und im mathematischen Formalismus ausdrückbar sind. Die Literatur hingegen versuche, so Krause und Pethes, diverse individuelle Beobachterpositionen jenseits des abstrakten objektiven Blicks zu besetzen und somit die Bedingungen der Möglichkeit des Experiments zu hinterfragen: die Möglichkeit der Wahrnehmung, ihre postulierte Objektivität beziehungsweise das Verhältnis des Beobachters zum Beobachteten, die Vergleichbarkeit der Ausgangsprämissen, die adäquate sprachliche Formulierung der beobachteten Phänomene. Die oben beschriebene Dichotomie gilt für den Part der klassischen Naturwissenschaft, deren Grundprinzipien (z.B. in der Physik) von Galilei und Newton formuliert wurden. Im Übergang zur modernen wissenschaftlichen Praxis findet, wie zu zeigen sein wird, eine Rekonzeptualisierung dieser Prinzipien statt.<sup>15</sup>

Auch das Konzept des Experiments als eine Beobachtung zweiter Stufe wurde in der neueren Forschung weiter ausgebaut. Denn für einen Experimentbegriff, der im *modus operandi* des Beobachtens sowohl wissenschaftliche als auch literarische Diskurse in den Blick nimmt, sind,

<sup>12</sup> Krause/Pethes (Hrsg.), *Literarische Experimentalkulturen*, a.a.O., S. 13.

<sup>13</sup> Yehuda Elkana, *Das Experiment als Begriff zweiter Ordnung*, in: *Rechtshistorisches Journal* 7, 1988, S. 244-271, hier S. 249.

<sup>14</sup> Krause/Pethes, *Literarische Experimentalkulturen*, a.a.O., S. 14 ff.

<sup>15</sup> Vgl. hierzu den Eintrag *Experiment* in: Jürgen Mittelstraß (Hrsg.), *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Stuttgart 2005, S. 622. Seit etwa 1600 lässt sich historisch vom wissenschaftlichen Experiment sprechen. G. Galilei und E. Torricelli führten die ersten Experimente im methodisch kontrollierten, modernen wissenschaftlichen Sinn durch. Das moderne Verständnis des Experimentierens muss zwei Komponenten berücksichtigen: a) viele Beobachtungen lassen sich nur noch statistisch auswerten, b) objektive Beobachtung ist [...] nicht mehr möglich, die Wechselwirkung zwischen Beobachter und Beobachtetem muss berücksichtigt werden. Ein entscheidendes Merkmal klassischen Experimentierens wird somit obsolet: die Wiederholbarkeit und Vergleichbarkeit von Messungen in der gleichen Versuchsanordnung (am selben Objekt).

Michael Gamper zufolge, auch seine »praxeologischen, diskursiven und darstellungsbezogenen«<sup>16</sup> Dimensionen relevant. So schlug Mario Grizelj vor, die operative Dimension des Experiments zu stärken und sie zum Begriff der »Experimentalität« als Beobachtungsmedium weiter zu entwickeln: »Die Betrachtung der Zeit um 1800 [...] [kann] dazu dienen, die Operativität des Experimentbegriffs in den Vordergrund zu rücken und Experimentalität als Medium des Sehens im Rahmen von diskursiven Wissens(um)formatierungen zu betrachten.«<sup>17</sup> Grizelj unterscheidet zwischen dem Begriff des »Experiments« auf der »Objektebene« und dem der »Experimentalität« auf der »Metaebene« und definiert somit »Experimentalität« als eine Kategorie der Darstellung. In diese Richtung geht auch Michael Gampers Vorschlag, »Experimentalität als eine zentrale Kategorie der Literarizität zu konfigurieren.«<sup>18</sup> Zudem weist Grizelj auf folgende Perspektivwechsel der Experimentalität in der Sattelzeit um 1800 hin, auf die im Folgenden einzugehen sein wird: Das Hauptaugenmerk des Experimentierens verlagert sich vom Objekt des Experiments zum Subjekt des Experimentierens. Das Erzählen inszeniert ein Experiment auf der Metaebene, in dem die Bedingungen der Möglichkeit der Weltbeobachtung vorgeführt werden. Eine genaue Analyse der Experimentalität erfordert, so Grizelj, die Einführung relevanter Beobachtungsmedien als Differenzkonstellationen, wie zum Beispiel: Erkenntnisform/Darstellungsform, Repräsentation/Inszenierung, Beobachtung/Operation, technisches/epistemisches Ding, thematisch/operativ.<sup>19</sup> Grizelj schreibt das »Thematische« als Erkenntnisform den Naturwissenschaften zu, die eher auf Inhalte und auf die Produktion von Erkenntnis aus sind, und das »Operative« den Künsten, deren Codes darauf ausgerichtet sind, eigene Darstellungsverfahren, ihre Konstruktionsprinzipien und ihren *modus operandi* zu illustrieren. Im Folgenden werde ich mich auf die Konstellationen »Erkenntnisform/Darstellungsform« und »thematisch/operativ« konzentrieren, um zu zeigen, wie in den *Wahlverwandtschaften* narrative Spiegelungsverfahren der Beobachtung auf zweiter Stufe eingesetzt werden, um Wissensordnungen zu dekonstruieren.<sup>20</sup>

<sup>16</sup> Michael Gamper, *Experiment und Literatur*, a. a. O., S. 9.

<sup>17</sup> Mario Grizelj, *Die »gebildete Wildnis« des romantischen Romans und die Epistemologie der Form als Poetologie des Experiments um 1800*, in: Michael Gamper, *»Wir sind Experimente«*, a. a. O., S. 27-52, hier S. 38 (Ergänzung durch AH).

<sup>18</sup> Michael Gamper, *Einleitung*, in: ders. (Hrsg.), *Experiment und Literatur*, a. a. O., S. 9-14, hier S. 14.

<sup>19</sup> Grizelj, *Die »gebildete Wildnis«*, a. a. O., S. 36.

<sup>20</sup> Einen Überblick über diskursanalytische und dekonstruktivistische Lektüren der *Wahlverwandtschaften* gibt Martin Stingelin, in: ders., *Goethes Roman Die Wahlverwand-*

In einem ersten Schritt ist zunächst in Anlehnung an Michel Foucaults *Ordnung der Dinge*<sup>21</sup> herauszuarbeiten, welche Wissensordnungen Goethes Text narrativ konfiguriert. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass literarische Texte Wissensordnungen ihrer Zeit abbilden. Es geht mir vielmehr um die kulturelle Repräsentation dieser Ordnungen. Foucault schreibt der Literatur die Qualität zu, das Wissen über die Wissensformen einer Epoche zu kodieren und zugleich zu markieren, dass und wie eine bestimmte Wissensformation an ihr Ende gelangt ist.<sup>22</sup> Michel Foucault analysiert die diskursive Praxis dreier Disziplinen: der Naturgeschichte, der Sprachwissenschaft und der Ökonomie, und weist nach, dass es für jede Epoche gemeinsame Methoden gibt, nach denen diese Disziplinen ihre Begriffe bilden und ihre Theorien modellieren. Er stellt fest, dass es im Übergang von der *episteme* der Renaissance, in der bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts die Wissensordnung der Ähnlichkeit dominierte, zu jener der Klassik, in der bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Wissensordnung der Repräsentation dominierte, und von der Klassik zur Moderne zwei entscheidende Umbrüche gibt.<sup>23</sup> Anhand einer genauen Analyse des wissenschaftlichen wie narrativen Experiments, das in Goethes Roman dargestellt wird, will ich zeigen, dass der Text sowohl Wissensfiguren konfiguriert, die den oben genannten »epistemologischen Räumen«<sup>24</sup> entsprechen, als auch die Umbrüche und Übergänge ästhetisch reflektiert. Um dies zu verdeutlichen, werde ich vier Szenen des Romans einer näheren Lektüre unterziehen: die chemische Gleichnisrede im vierten Kapitel, die Darstellung des Rituals der Grundsteinlegung, die Novelle der *Wunderlichen Nachbarskinder* und das anschließende Pendelexperiment des Lords und seines Begleiters. Der experimentelle Charakter der *Wahlverwandtschaften* wird schon in den ersten drei Romankapiteln thematisiert. Eduard und Charlotte, Vertreter des absteigenden aristokratischen Standes, stellen sich zu Beginn des Romans auf eine lang verwehrte glückliche

*schaften* im Spiegel des Poststrukturalismus, in: Gerhard Neumann (Hrsg.), Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft, Stuttgart 1997, S. 399-411. Zur Kritik an diskursanalytische Lesarten der *Wahlverwandtschaften* vgl. Ulrich Klingmann, Recht der Einbildungskraft und Recht des Wirklichen. Goethes *Wahlverwandtschaften* in poststrukturalistischer Sicht, in: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur 80, 1988, S. 172-186.

<sup>21</sup> Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2003.

<sup>22</sup> In der *Ordnung der Dinge* wird das an zwei literarischen Texten illustriert: Cervantes *Don Quijote* und De Sades *Juliette*. Foucault, *Ordnung der Dinge*, a. a. O., hier S. 59 und S. 69.

<sup>23</sup> Ebd., S. 12.

<sup>24</sup> Ebd., S. 11.

Ehe ein. Doch schon ihr erster Dialog zeigt, dass sie sich darüber uneins sind, weshalb sie sich auf ein Experiment mit ungewissem Ausgang einlassen: auf die berühmte »Dazwischenkunft eines Dritten« (WV, S. 277).

Eduard: Die Gründe für und dagegen haben wir wechselweise vorgebracht; es kommt auf den Entschluß an, und da wäre es wirklich das Beste, wir gäben ihn dem Los anheim. Ich weiß, versetzte Charlotte, daß du in zweifelhaften Fällen gerne wettetest oder würfelst; bei einer so ernsthaften Sache hingegen würde ich dies für einen Frevel halten. (WV, S. 277 f.) [...] Eduard daraufhin: Nimm Ottilien, laß mir den Hauptmann, und in Gottes Namen sei der Versuch gemacht! (WV, S. 282)

Dem Erzähler ist es bewusst, wie komplex die Versuchsanordnung ist, also lässt er die Figuren methodisch vorgehen. Sie beginnen damit, die theoretischen Grundlagen zu diskutieren, die den Modus der Versuchsanordnung bestimmen werden. Exemplarisch geschieht das im vierten Kapitel, das ich hier näher betrachten möchte, um die Grunddispositionen der Wissenskonfigurationen im Roman zu analysieren und die Parallelen zu Foucaults epistemischen Ordnungen zu markieren. Leitend wird hier der Dreischritt: Verwandtschaft, Wahl und Kontingenz sein, der die Wissensordnungen der chemischen Gleichnisrede organisiert und, wie zu zeigen sein wird, in Foucaults Schrift stellvertretend die *epistemen* der Renaissance, der französischen Klassik und der Moderne konstellierte. Zur ersten Epoche merkt Foucault an:

Bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts hat die Ähnlichkeit im Denken der abendländischen Kultur eine tragende Rolle gespielt. Sie hat zu einem großen Teil die Exegese und Interpretation der Texte geleitet, das Spiel der Symbole organisiert, die Erkenntnis der sichtbaren und unsichtbaren Dinge gestattet und die Kunst ihrer Repräsentation bestimmt. [...] <sup>25</sup>

Das Gespräch des Figurenterzets im Roman setzt mit der Problematisierung des Begriffs der »Verwandtschaften« ein: »Möchtet Ihr mich, versetzte Charlotte [...] nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandtschaften gemeint sei?« (WV, S. 300) Eduard führt daraufhin eine Typologie derselben an. <sup>26</sup> Eine Typologie der fünf exemplarischen Grundfiguren, die das Spiel der Wissensordnungen in der *episteme* der Renaissance organisieren, ist auch in der *Ordnung der Dinge* zu finden.

<sup>25</sup> Foucault, *Ordnung der Dinge*, a. a. O., S. 46.

<sup>26</sup> Zum wissenschaftshistorischen Hintergrund des chemischen Terminus vergleiche die exzellente Studie von Jeremy Adler: »Eine fast magische Anziehungskraft«, a. a. O., S. 32-84.



Die erste Figur ist die der *convenientia*. *Convenient* sind Dinge, die einander verwandt sind und durch den inneren Austausch der Ähnlichkeiten die berühmte »goldene Kette«<sup>27</sup> bilden, die Himmel und Erde vereint. Aus einer Fülle von Möglichkeiten, diese Figur des hermetischen Wissens der Renaissance<sup>28</sup> in Goethes Roman zu erkennen, sei hier das Beispiel der Kapellenrenovierung genannt: »[...] wie in solchen Dingen immer eins zum andern führt, so wurden noch Blumen und Fruchtgehänge beschlossen, welche Himmel und Erde gleichsam zusammenknüpfen sollten. Hier war nun Ottilie ganz in ihrem Felde« (WV, S. 407), denn sie wurde vom Architekten am Kapellengewölbe gleichsam als Himmelskönigin porträtiert.

Der zweite Begriff ist der der *aemulatio* und bezeichnet, dass die Zwillinghaftigkeit der Formen deren Entfernungen aufhebt und eine ursprünglich gegebene, magische Einheit wieder zusammenführt. Referenzort ist hierfür Platons Mythos des Androgynen:<sup>29</sup> Ihn zitiert Eduards Darstellung der symmetrisch entgegengesetzten Kopfschmerzen zwischen ihm und dem »liebenswürdigen Dämchen Ottilie« (WV, S. 311).

Foucaults dritter Begriff ist der der »Analogie«, demnach der Mensch Zentrum der kosmischen Proportionen ist. Hierzu fügt sich Eduards *bon-mot*, dass sich der Mensch als »Folie« gern der ganzen Welt unterlege (WV, S. 300). Viertens der Begriff der »Sympathie«: Sie hat die »gefährliche Kraft zu assimilieren, die Dinge zu mischen und in ihrer Individualität verschwinden zu lassen.«<sup>30</sup> Als beispielhaft anzuführen sind hier das gemeinsame Musizieren Eduards und Ottilies und die magische Verwandlung von Ottilies Schrift in die Eduards.

Abschließend nennt Foucault die Figur der »Signatur«, die das sichtbar macht, was in der Tiefe der Dinge verborgen liegt, wenn man die Zeichen richtig zu deuten versteht: Sie findet sich im Roman wieder, wenn Eduard an den Initialen »E« und »O« eines Trinkglases die magische Signatur seiner schicksalhaften Verbindung zu Ottilie erkennt. Selbstredend bleibt es

<sup>27</sup> Arthur O. Lovejoy, Die große Kette der Wesen. Geschichte eines Gedankens, Frankfurt a. M. 1993.

<sup>28</sup> Im 8. Buch von *Dichtung und Wahrheit* verweist Goethe auf seine Beschäftigung mit »alchemischen Grundversuchen«. Erwähnt wird hier als Lektüre Wellings *Opus mago cabalisticum*, Werke von Paracelsus, Basilius Valentinus. Beschrieben werden auch die Experimente in Kirchwegers *Aurea catena Homeri*. Johann Wolfgang Goethe: Aus meinem Leben *Dichtung und Wahrheit*, in: ders. *Sämtliche Werke*, a. a. O., Abt. I, Bd. 14, hrsg. v. Klaus-Detlef Müller, S. 373.

<sup>29</sup> Vgl. hierzu: Waltraud Wiethölder, Legenden. Zur Mythologie von Goethes Wahlverwandtschaften, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* (DVjs) 56, 1982, S. 1-64.

<sup>30</sup> Foucault, *Ordnung der Dinge*, a. a. O., S. 54.



in Goethes Text nicht bei einer schlichten Affirmation der Ordnung der Ähnlichkeiten, und die Interpretation sollte sich nicht nur darauf beschränken, Parallelen zwischen dem Roman und Foucaults Schrift aufzuzeigen. Die interessantere Frage ist, wie das Wissen um die »Verwandtschaften« mit dem Wissen späterer Ordnungen kombiniert wird und in welcher Weise diese miteinander konfliktieren. So soll im Folgenden gezeigt werden, wie die oben genannten Wissensfiguren zunächst durch die Ordnung der Repräsentation in Frage gestellt werden und schließlich dekonstruiert werden. Hierzu sei zunächst auf den Romantitel verwiesen, auf das zusammengesetzte Wort *Wahlverwandtschaften*. Er ist es, der die Modi des Wissens der drei großen Epochen aporetisch verbindet: »Verwandtschaft« steht für die *episteme* der Ähnlichkeit bis 1650 – für die natürliche Korrespondenz zwischen der Sprache und den Dingen. Die »Wahl« steht für die *episteme* des Rationalismus bis 1800, für das Denken der Repräsentation und für die konventionelle Verbindung zwischen Wort und Ding. Das Kompositum *Wahlverwandtschaft* schließlich, das metaphorisch aus dem chemischen in den literarischen Kontext übertragen wird, verbindet die vorhergehenden widersprüchlichen Ordnungen in einer aporetischen Apotheose. Es steht für die Dekonstruktion der Verbindung zwischen den Wörtern und den Dingen.

Doch nun zurück zum Verwandtschaftsexkurs des Figurenterzetts. So beginnt der Hauptmann die Wissensfigur der Verwandtschaft folgendermaßen zu erklären: »An allen Naturwesen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerst, daß sie einen Bezug *auf* sich selbst haben« (WV, S. 301, Hervorhebung AH). Wie das Figurenterzett sich auf das Bekannte verständigt, zeigt die Erwiderung Charlottes: »Lassen Sie mich voreilen [...], ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Wie jedes *gegen* sich selbst einen Bezug hat, so muß es auch *gegen* andere ein Verhältnis haben« (WV, S. 302, Hervorhebung AH). An einer unscheinbaren Präposition wird hier die Neuverknüpfung der Ordnung der Dinge und die Ersetzung der alten deutlich: Charlotte tut so, als ob sie das vom Hauptmann Gesagte zusammenfasse. Doch sie markiert einen Unterschied, der poetologisch von Belang ist. Die Naturwesen haben keinen Bezug *auf* sich selbst, es wird nicht die Verwandtschaft signalisiert, sondern sie haben einen Bezug »*gegen* sich selbst und ein Verhältnis *gegen* andere.« (WV, S. 302, Hervorhebung AH). Trotz scheinbarer Eintracht deutet Charlotte auf den Punkt hin, der den Wissensumbruch zwischen der *episteme* der Renaissance und der der Klassik markiert. Denn »schon am Anfang des 17. Jh. ist die Ähnlichkeit nicht mehr die Form des Wissens, sondern eher die Gelegenheit des Irrtums.«<sup>31</sup>

<sup>31</sup> Foucault, *Ordnung der Dinge*, a. a. O., S. 83.

Nicht mehr die Feststellung der Ähnlichkeit ist wichtig, sondern die Unterscheidung, die Markierung der Differenz. René Descartes hat es treffend beschrieben: »So oft die Menschen irgend eine Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen bemerken, pflegen sie von beiden, mögen diese selbst in gewisser Hinsicht von einander verschieden sein, das auszusagen, was sie nur bei einem als wahr empfunden haben.«<sup>32</sup> Just in diesem Sinne merkt Eduard an: »Die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Scheidungen bewirken.« (WV, S. 303) Die Scheidung der Elemente verweist nicht nur – wie es die Sekundärliteratur mit Recht betont – auf das spätere Schicksal des Figurenquartetts. Ebenso verweist sie auch auf einen neuen Modus der Erkenntnis, auf den epistemologischen Bruch zwischen zwei Wissensordnungen. Für das Denken der Aufklärung ist nicht mehr nur die Feststellung von Analogien, sondern das Prinzip der Unterscheidung wichtig. Diese ermöglicht eine Analyse, die trennscharfe Kategorisierungen<sup>33</sup> einführt, so dass das Wissen taxonomisch<sup>34</sup> geordnet und vollständig systematisiert werden kann.<sup>35</sup> Darauf deutet der Beginn der chemischen Gleichnisrede hin, wenn der Hauptmann Eduard rät:

[...] trenne alles, was eigentlich Geschäft ist, vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür [...]. Eduard fühlte in diesen Vorschlägen einen leisen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, seine Papiere nach Fächern abzuteilen. Das, was er mit andern abzutun hatte, was bloß von

<sup>32</sup> René Descartes, Regeln zur Leitung des Geistes, Hamburg 1959, S. 3.

<sup>33</sup> Dass Goethe sich ausführlich mit Carl von Linnés klassifikatorischem Modell in der Botanik beschäftigt hat, davon zeugen seine morphologischen Schriften, wie z. B. die *Einleitung zur Metamorphose der Pflanzen*: »Vorläufig aber will ich bekennen, daß nach Shakespeare und Spinoza auf mich die größte Wirkung von Linné ausgegangen und zwar gerade durch den Widerstreit zu dem er mich aufforderte.« Johann Wolfgang Goethe, Geschichte meines botanischen Studiums, in ders., Die Schriften zur Naturwissenschaft, im Auftrag der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, hrsg. v. Dorothea Kuhn, 1. Abt. Bd. 9, Morphologische Hefte, Weimar 1954, S. 15-19. Zu Goethes Kritik der Linnéschen Systematisierungsprinzipien vgl. Olaf Breidbach, Goethes Metamorphosenlehre, München 2006.

<sup>34</sup> Zu den Bezügen zwischen Goethes Roman und dem Wissens-Repräsentationsmodell Diderots vgl. Waltraud Wiethölter, Von der Anstalt des Wissens und der Liebe zum eigenen Rock. Goethes *Wahlverwandtschaften*, enzyklopädistisch, in: Brandstetter (Hrsg.), Erzählen und Wissen, a. a. O., S. 65-90.

<sup>35</sup> Auf eine Entsprechung zwischen der *episteme* der Klassik in der Darstellung Foucaults und dem Systematisierungsanspruch des Hauptmanns weist auch Denise Blondeau hin, in: Goethes Naturbegriff in den *Wahlverwandtschaften*, in: Goethe Jahrbuch 114, 1997, S. 35-48. Blondeau verweist auf die Nähe Ottilies zum Gedankengut der Renaissance. Jenseits dessen rekurriert Blondeau nicht mehr auf Foucault, sondern legt seiner Argumentation Lacans Seminar über E. A. Poes *Entwendeter Brief* als Interpretationsfolie zugrunde.

ihm selbst abhing, es war nicht geschieden; so wie er auch Geschäfte und Beschäftigung, [...] nicht genugsam voneinander absonderte. (WV, S. 296)

Doch noch etwas wird deutlich, und damit überschreitet der Roman auch die Grenze der rationalistischen *episteme*:

Zufälligen, aber immer willkommenen Anlaß zu Unterhaltungen gab Eduards Neigung, der Gesellschaft vorzulesen. Nun waren es andre Gegenstände, die ihn beschäftigten, [...] Werke physischen, chemischen Inhalts. [...] In früherer Zeit, beim Vorlesen von Gedichten, Erzählungen, war es die natürliche Folge der lebhaften Absicht, die der Vorlesende so gut als der Dichter hat, zu überraschen, Erwartungen zu erregen. [...] eines Abends fiel es ihm auf, [...], daß Charlotte ihm in das Buch sah. [...] Wenn ich Jemand vorlese, ist es denn nicht als wenn ich ihm mündlich etwas vortrüge? [...] würde ich mich wohl zu reden bemühen, wenn ein Fensterchen vor meiner Stirn wäre, so daß der, dem ich meine Gedanken einzeln *zuzählen* will, [...] immer schon lange vorher wissen könnte, wo es mit mir hinaus wollte? (WV, S. 298 f., Hervorhebung AH)

Die Unterscheidung zwischen »zählen« und »erzählen« ist hier, in Eduards Redeweise, nicht wohl definiert. Dabei sollte das sein, da die wissenschaftlichen Werke, für die er sich in letzter Zeit interessiert, unterschiedliche Register ziehen. Interessanterweise wird aber das Vortragen von Gedichten und Erzählungen mit dem Vorlesen wissenschaftlicher Werke erst parallelisiert, dann im Wort »zuzählen« verschmolzen. So wird eine doppelte Diskrepanz deutlich: die der Formalisierung des Wissens durch die Mathematik und die der Interpretation des Wissens in der Moderne. Denn derjenige, der ins Buch mitschauen würde, würde darin natürlich nicht Eduards Gedanken erblicken, sondern das, was darin steht. Der Hörer möchte auch nicht wissen, wo es mit Eduard hinauswolle, sondern mit dem Text. Doch Eduard neigt dazu, bereits beim Vorlesen zu interpretieren, seine eigene Meinung aufzuführen, statt das Gedruckte »nur« zu lesen und mithin zuzulassen, dass es »an die Stelle [s]eines eigenen Sinnes tritt« (WV, S. 299). Tut er das, so täuscht er die Zuhörer, weil er den Text tilgt, statt ihn zu offenbaren. Seine subjektive Perspektive, nicht das Objektive der Schrift und der mathematischen Formeln stehen für ihn im Vordergrund. So wird der Übergang in die Moderne signalisiert. Im mechanistisch-deterministischen Zeitalter galt die formale Repräsentation der Naturgesetze immer und überall, unabhängig von dem, der sie las. Die *episteme* der Moderne indes charakterisiert sich durch die Historisierung,

Anthropologisierung und Perspektivierung des Wissens. Es ist nicht mehr wichtig, ob sich Dinge und Worte untereinander ähneln oder wie sie sich unterscheiden und wie sie repräsentiert werden können. Viel wichtiger ist es, von welchem historischen Standort aus die Zeichen mit den Dingen verknüpft werden und von welchem individuellen Standpunkt die Repräsentation geleistet wird. Mit der Durchsetzung des perspektivischen Erkenntnismodus wird die klare Trennung zwischen dem Subjekt und dem Objekt der Erkenntnis nicht mehr voraussetzungslos möglich sein.<sup>36</sup> Das illustriert die chemische Gleichnisrede. Denn zunächst sprechen Charlotte und Eduard über die Anlage des Experiments. Sodann kommt der Hauptmann hinzu, der im Grunde ein Teil der Versuchsanordnung ist und dennoch über deren theoretische Grundlagen besser Bescheid weiß.

Beschreiben Sie mir einen solchen Fall, sagte Charlotte. [...] Der Hauptmann erwiderte: Man muß diese totscheinenden und doch zur Tätigkeit innerlich immer bereiten Wesen wirkend vor seinen Augen sehen, *mit Teilnahme schauen*, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten: dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum genügend fühlen, sie recht zu beobachten, und unsre Vernunft kaum hinlänglich, sie zu fassen. (WV, S. 305 f., Hervorhebung AH)

Die Worte des Hauptmanns »mit Teilnahme schauen« widersprechen dem Charakter des Experiments. Der Beobachter in einer Experimentalanordnung zeichnet sich dadurch aus, dass er eine klare Scheidelinie zwischen sich und dem zu beobachtenden Objekt der Erkenntnis zieht. Teilnehmende Beobachtung ist für die *episteme* der Klassik geradezu ein Garant dafür, dass ein Experiment misslingt. In der *episteme* der Moderne jedoch wird sie umgekehrt zur Voraussetzung für die Möglichkeit der Erkenntnis werden. Charlotte spricht sodann noch eine weitere Ebene an: Die Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache sowie die Notwendigkeit, die begriffliche Präzision der letzteren zu reflektieren: »Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen; so tut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Wert solcher Ausdrücke [...] recht zu bedenken.« (WV, S. 305) Charlotte

<sup>36</sup> Zu Goethes wissenschaftlicher Methode und zum Essay *Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt*, vgl. Holger Helbig: *Naturgemäße Ordnung. Darstellung und Methode in Goethes Lehre von den Farben*, Köln 2004, S. 327-358.

setzt sich auf der Metaebene mit der Wissenschaftssprache auseinander und merkt an, dass die anthropomorphisierende Metaphorik als wissenschaftliche Terminologie problematisch ist. Das Zeichen galt noch in der Renaissance als die »Signatur der Dinge«, dessen Geheimnis sich den Eingeweihten offenbarte. Im Zeitalter der Klassik wird die Sprache durch die Unterscheidung zwischen Zeichen und Bezeichnetem definiert. Die Sprache wird somit zum Instrument der Erkenntnis.<sup>37</sup> In der *episteme* der Moderne fungiert sie nicht mehr als Erkenntnisinstrument, sondern – das wird durch Charlottes Worte deutlich – sie wird selbst zum Objekt der Analyse.<sup>38</sup> Die Perspektivierung der Erkenntnis und die Selbstreflexion der Sprache, die für die Moderne charakteristisch sind, heben die Wissensordnungen der Ähnlichkeit und der Repräsentation auf. So beklagen die Figuren wiederholt, dass der Begriff der »Wahlverwandtschaft« ein Kunstwort sei. Gerechtfertigt ist dieses Kunstwort nur, indem es die Aporie benennt. Exakt ist es insofern auch, als es die Ratlosigkeit gegenüber dem Objekt der Erkenntnis präzise ausdrückt. In dem Moment, in dem die Sprache einerseits zum wissenschaftlichen Objekt der Analyse wird, zieht sie sich andererseits auch auf das selbstreflexive Terrain der autonomen Literatur zurück. Sodann übernimmt die Mathematik dank ihrer Präzision die Funktion eines Instruments der Erkenntnis. Darauf weist auch der weitere Dialog der Figuren hin, indem sie das Ungenügen der Sprache thematisieren und zum nächsten Schritt übergehen: Ihre Verhältnisse zu formalisieren, indem sie diese auf Buchstaben reduzieren.

Ich leugne nicht, sagte Eduard, daß die seltsamen Kunstwörter demjenigen, der nicht durch sinnliches Anschauen, durch Begriffe mit ihnen versöhnt ist, beschwerlich, ja lächerlich werden müssen. Doch könnten wir leicht mit Buchstaben einstweilen das Verhältnis ausdrücken, wovon hier die Rede war. (WV, S. 306)

Durch diese scheinbare Formalisierung versuchen die Figuren sich mehrerer Probleme zu entledigen: Von der Empirie hat man sich verabschiedet, da man festgestellt hat, dass objektive Beobachtung nicht möglich ist und dass die teilnehmende Beobachtung keine adäquate Methode der empirischen Erkenntnis ist. Doch auch der Modus der Abstraktion gelingt nicht. Die Figuren bleiben auf halber Strecke stehen. Denn die Formalisierung führt über die Abstraktion auf einfache Symbole hinaus zur Mathematik. Dafür bräuchte man nicht nur Buchstaben, sondern auch mathematische Symbole, Deduktionsregeln und Axiome. Doch diese würden keinen

<sup>37</sup> Foucault, *Ordnung der Dinge*, a. a. O., S. 120.

<sup>38</sup> Ebd.

Interpretationsspielraum mehr zulassen. Auf diesen aber, das sah man am Beispiel Eduards, wollen die Figuren nicht verzichten. Zuviel davon wollen sie wiederum aber auch nicht, haben sie doch gerade eben festgestellt, dass gleichzeitig auf der naturwissenschaftlichen, gesellschaftlichen, psychologisch-emotionalen Ebene gesprochen wird, ohne diese sachlich genau voneinander unterscheiden zu können. Sodann resümiert der Hauptmann: »Wenn sie glauben, daß es nicht pedantisch aussieht, so kann ich wohl in der Zeichensprache *mich kürzlich zusammenfassen*.« (WV, S. 306, Hervorhebung AH) Dieses Resümee überblendet zwei mögliche Formeln: »Ich fasse *den Sachverhalt* kurz zusammen« oder »Ich fasse *mich* kurz«. »In der Zeichensprache *mich kürzlich zusammenfassen*« heißt, den eigenen Status als beobachteter Teilnehmer des Experiments zuzugeben. Es spricht zugleich über die Unmöglichkeit der Scheidung zwischen Objekt- und Metasprache, weil das Subjekt der Reflexion zum Objekt geworden ist, das diese Unterscheidung nicht mehr durchführen kann. Aber es spricht – nach Luhmann<sup>39</sup> – auch darüber, wie Literatur diese Probleme aufzeigen kann, indem sie den Leser zum Beobachter zweiter Ordnung erhebt, der all das beobachtet und unterscheidet, was die Figuren als Beobachter, die sich mitten im Experiment befinden, nicht beobachten können. Womit auch deutlich wird, dass die Unterscheidung unterschiedlicher Beobachtungsebenen nicht nur einfach eine wissenschaftstheoretische Spitzfindigkeit ist, sondern die Grundlage der Experimentalanordnung des Romans.

Eduard spricht über die Elemente und ihre Verwandtschaftsbeziehungen und über die direkte Beobachtung des Phänomens. Der Hauptmann erwähnt, dass das Phänomen nicht mehr beobachtet werden kann (weder die Sinne reichen hierzu aus, noch der Verstand!). Er problematisiert die empirischen und rationalen Bedingungen der Möglichkeit der Beobachtung. Charlotte beobachtet die metasprachliche Beschreibungsebene und merkt an, dass nicht nur die Beobachtungsmöglichkeiten mangelhaft sind, sondern dass auch die Möglichkeit der sprachlichen Darstellung der Beobachtungsergebnisse nicht mehr selbstverständlich ist. Im Grunde beobachtet sie bereits, wie Forscher die Phänomene beobachtet und beschrieben haben.

Es soll nun kurz zusammengefasst werden, wie das Wissen um die Wissensordnungen und die verschiedenen Beobachtungsparadigmen in den drei diskutierten Epochen zueinander im Verhältnis stehen: In der *episteme* der Renaissance wird zwischen Naturbeobachtung und Gelesenem nicht differenziert. »Die für uns so evidente Trennung zwischen dem, was

<sup>39</sup> Niklas Luhmann, Ausdifferenzierung der Kunst, in: ders., Schriften zu Kunst und Literatur, Frankfurt a.M. 2008, S. 401-415, hier S. 413.

wir sehen, und dem, was die anderen beobachtet und überliefert haben, [...] die große Dreiteilung [...] zwischen der Beobachtung, dem Dokument und der Fabel, existierte nicht.«<sup>40</sup> Foucault zufolge handelt es sich »um die Nichtunterscheidung zwischen dem Gesehenen und dem Gelesenen, zwischen dem Beobachteten und dem Berichteten, also um die Konstitution einer einzigen und glatten Schicht, auf der der Blick und die Sprache sich unendlich oft kreuzen.«<sup>41</sup> In der Klassik ist die präzise Unterscheidung von Subjekt und Objekt der Beobachtung von größter Bedeutung. Es werden technisch apparative Hilfestellungen konstruiert, um die Beobachtung zu objektivieren. Ab 1800 werden die Wechselwirkungen zwischen Beobachter und Beobachtetem immer wichtiger. Zudem wird die Beobachtung zweiter Ordnung entscheidend für die Darstellung der Wissensgewinnung.<sup>42</sup> Aus der Perspektive der Darstellungsweisen zeichnet sich die Umstellung im Wissenschaftssystem um 1800 durch die Verabschiedung nicht hinterfragbarer Autoritäten und durch die mediale Umstellung auf das Publikationswesen aus.<sup>43</sup> Es kommt in der Wissenschaftscommunity nicht mehr nur auf die Forschungsergebnisse an, sondern auch auf die Form ihrer Darstellung: Bei der Beobachtung der Phänomene sind die Forscher Beobachter erster Ordnung, die Darstellung ihrer Ergebnisse müssen sie jedoch in einem wissenschaftlichen Kontext situieren. Sie schreiben sich in die Forschungsgeschichte ein, indem sie zeigen, dass sie beobachtet haben, wie andere Forscher beobachteten.

Und im Medium der Fiktion? Die Figuren der *Wahlverwandtschaften* können ohne das chemische Kabinett kaum die Rolle der Beobachter erster Ordnung spielen. Eduard beschäftigt sich mit naturwissenschaftlichen Abhandlungen, das heißt, er beobachtet, was andere beobachtet haben. Er wehrt den fremden Blick Charlottes ab, die, den Text sehend, die Weise beobachten könnte, wie Eduard ihn beobachtet, und eine unterscheidende Differenz zwischen der wissenschaftlichen Publikation und seiner Beobachtung derselben einführen könnte. Dass Eduard das verweigert, kann wiederum vom Leser beobachtet und interpretiert werden. Und dennoch führen die Figuren ein formales Buchstabensystem ein, das, obwohl wissenschaftlich grundiert, nicht darüber hinwegtäuscht, dass die gesamte Versuchsanordnung zu nichts anderem dient als zur gegenseitigen Beobachtung, um letztendlich die Kontingenz der Verbindungen der Figuren untereinander zu demonstrieren. Das, was die Figuren verweigern, ver-

<sup>40</sup> Foucault, *Ordnung der Dinge*, a. a. O., S. 170.

<sup>41</sup> Ebd. S. 71.

<sup>42</sup> Vgl. Niklas Luhmann, *Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft*, in: *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992, S. 93 – 128, hier S. 119 f.

<sup>43</sup> Ebd.



mutlich, weil sie sich selbst als eigenständige Beobachtungs- beziehungsweise Deutungsautoritäten nicht desavouieren lassen wollen, wird aber durch das narrative Verfahren der Rahmung im Roman inszeniert.

Dass die Unterscheidung existiert und die Beobachtung zweiter Ordnung als Verfahren bereits etabliert ist, zeigt der Roman durch die doppelte narrative Rahmung der chemischen Gleichnisrede vor Beginn durch die »Nachschrift der Vorsteherin« (WV, S. 293), gefolgt von der »Beilage des Gehülfen« (WV, S. 294 f.) und am Ende durch den »Brief der Vorsteherin« (WV, S. 307) und den »Brief des Gehülfen« (WV, S. 309). Sie schreiben über die gleiche Person, deuten deren Charakter aber höchst unterschiedlich. »Unsre vortreffliche Vorsteherin läßt mich gewöhnlich die Briefe lesen, in welchen sie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Eltern [...] mitteilt. Diejenigen, die an Ew. Gnaden gerichtet sind, lese ich immer mit doppelter Aufmerksamkeit, mit doppeltem Vergnügen: [...]« (WV, S. 294) Der Gehülfe liest zunächst den Brief der Vorsteherin, beobachtet also, wie sie wiederum Ottilie beobachtet und gibt dann die Ergebnisse der eigenen Beurteilung Ottilies preis und damit auch sein Urteil über das Beobachtungsurteil der Vorsteherin. Die Briefe markieren somit die Differenz der Beurteilung und lenken die Aufmerksamkeit des Lesers weniger auf den Beobachteten als auf die Beobachtenden und ihre pädagogischen Konzeptionen. An den Briefen wird deutlich, dass das Erziehungssystem bereits auf die Beobachtung zweiter Ordnung umgestellt wurde. Durch die doppelte Beobachtung der Vorsteherin und des Gehülfen, besonders durch die Ausführungen des Letzteren, wird deutlich, dass das zu erziehende Kind nicht mehr als »Naturphänomen« betrachtet wird, dem fertige pädagogische Konzepte »aufzupfropfen« sind, sondern es wird nun »das Beobachten des Kindes beobachtet«, um daraus Konsequenzen abzuleiten für eine individuelle pädagogische Begleitung, die von den Entwicklungsmöglichkeiten des Zöglings ausgehen.<sup>44</sup>

Die Briefe sind auch für das Figurenterzett der *Wahlverwandtschaften* Anschauungsobjekte der Beobachtung zweiter Ordnung. Denn auch Eduard, Charlotte und der Hauptmann beobachten die Weisen, wie die beiden Erziehungsinstanzen Ottilie beobachten und beurteilen. Indem die Figuren diese Briefe lesen, illustrieren sie selbst performativ, was Literatur leistet: die Beobachtung auf zweiter Stufe, die Beobachtung der Beobachtung. So werden die Möglichkeitsbedingungen der Beobachtung meta-narrativ illustriert. Denn durch die Rahmung per Korrespondenz werden auch die Hauptthesen der Diskussion der chemischen Gleichnisrede subvertiert: die Illusion, dass die gemeinsame Beobachtung Objektivität

<sup>44</sup> Vgl. Luhmann, *Kontingenz als Eigenwert*, a. a. O., S. 124.

gewährleistet, dass die ausführliche Erörterung der Problematik dazu beiträgt, Zusammenhänge aufzuklären und Missverständnisse zu beseitigen. Dieses Prozedere setzt sich im weiteren Verlauf des Romans fort, denn Charlotte selbst wird die Briefe des Gehülften und der Vorsteherin später zu Rate ziehen, um den Charakter Otilies zu beurteilen, obwohl sie diese vor ihren Augen agieren sieht: »Charlotte nahm indes die älteren Papiere wieder vor, die sich auf Otilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherin, was der Gehülfe über das gute Kind geurteilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen.« (WV, S. 313)

Wie der Roman die intratextuellen Spiegelungen als selbstreflexive Beobachtungen vollzieht, das soll im Folgenden an der Szene der Grundsteinlegung gezeigt werden: Sie nimmt, spiegelreflexiv, Wissensordnungen, die in der chemischen Gleichnisrede angeführt werden, auf, um Differenzkonstellationen zu konstituieren und die Wissensordnungen zu dekonstruieren. Das ist am Beispiel der Ordnung der Verwandtschaft zu zeigen. Eines der wichtigsten Projekte des Wahlverwandtschafts quartetts ist die Errichtung eines Lustschlösschens als Pendant zur aristokratischen Schlossresidenz. Nachdem das Gut vermessen und kartographiert worden ist, wird der Baubeginn durch das Ritual der Grundsteinlegung zelebriert. Der Festzug zur Grundsteinlegung folgt der ikonographischen Darstellung der an antiken Vorbildern orientierten *trionfi*<sup>45</sup> der Renaissance. Zu deren Ritus gehört die Rede eines Orators, aus der jetzt ausführlich zitieren werden soll, um die Bezüge zur chemischen Gleichnisrede herauszustellen. »Drei Dinge sind bei einem Gebäude zu beobachten: daß es am rechten Fleck stehe, daß es wohl gegründet, daß es vollkommen ausgeführt sei. Das erste ist eigentlich die Sache des Bauherrn; [...] Eduard und Otilie wagten nicht, bei diesen Worten einander anzusehen.« (WV, S. 331) Den Ort der Grundsteinlegung hatte nicht der Bauherr ausgesucht, sondern Otilie.

Diesen Grundstein, [...] könnten wir ohne weiteres niederlegen; [...] Aber auch hier soll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen; denn so wie Menschen, die einander von Natur geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet, so werden auch Steine, deren Form schon zusammenpaßt, noch besser durch diese bindenden Kräfte vereinigt; Er überreichte [...] seine Kelle Charlotten, welche damit Kalk unter den Stein warf [...] worauf denn Charlotten [...] sogleich der Hammer gereicht wurde, um durch ein dreimaliges Pochen die Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich zu segnen. (WV, S. 331 f.)

<sup>45</sup> Vgl. den Kommentar Waltraud Wiethölters in der Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags, a. a. O., S. 1032 f.

Bezeichnend ist, dass Charlotte ausgerechnet den Kalk als Bindemittel verwendet, der in der chemischen Gleichnisrede der Ausgangsstoff der Scheidung war.

[...] was wir Kalkstein nennen, ist [...] Kalkerde [...]. Bringt man ein Stück in Schwefelsäure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gips; [...] Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden und man glaubt sich nunmehr berechtigt, sogar das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden [...]. Es fehlt nicht viel, sagte Charlotte, so sieht man in diesen einfachen Formen die Menschen, die man gekannt hat; besonders aber erinnert man sich dabei der Sozietäten, in denen man lebte [...]. Und doch, versetzte Eduard, wie diese durch Sitten und Gesetze vereinbar sind, so gibt es auch in unserer chemischen Welt Mittelglieder, dasjenige zu verbinden, was sich einander abweist. (WV, S. 302 ff.)

Der programmatische Widerspruch zwischen dem Hauptmann und Charlotte, auf den wir zu Beginn hingewiesen haben, wird auch hier manifest. Der Hauptmann begann: »Wie jedes Element einen Bezug auf sich selbst hat.« Charlotte fasste zusammen: »Wie jedes Element gegen sich selbst einen Bezug hat und gegen andere ein Verhältnis hat.« (WV, S. 302) Der Widerspruch spiegelt sich hier in der Funktion der Sitten und Gesetze als Kohäsionskräfte für die Gesellschaft. Wie diese in der Gesellschaft das zusammenhalten, was zueinander passt, so soll auch der Kalkstein dafür verwendet werden, den Grundstein mit der Erde zu verbinden. Doch war der Kalkstein in der chemischen Gleichnisrede ein Scheideelement, somit für die Funktion ungeeignet, die ihm wenige Seiten später zugeschrieben wird. Und die Funktion der Gesetze im neunten Kapitel ist, das, was zueinander passt, langfristig zu stabilisieren. Auch dem wird bereits in der chemischen Gleichnisrede widersprochen. Das rekombinierende Wieder-Lesen zeigt, dass für Eduard Sitten und Gesetze wie chemische Mittelglieder dazu da waren, dasjenige zu verbinden, was einander abweist. Mehr als das: Eduard verweist dort im Grunde schon auf seine spätere Situation im Roman, in der sowohl die Ehe als auch sein Sohn als Bindeglieder fungieren sollen und dennoch von ihm selbst nur als Zwangs- und Verpflichtungsanstalten empfunden werden, die die Verwirklichung der eigenen Wünsche verhindern. Doch auch in dieser Sache blickt der Roman voraus, indem der Festredner das Ritual weiter ausführt:

Hier [...] soll verschiedenes eingesenkt werden, zum Zeugnis für eine entfernte Nachwelt. [...] Ottilie zauderte, bis Eduard sie [...] aus der Betrachtung [...] der beigesteuerten [...] Dinge herausriß. Sie löste dar-

auf die goldne Kette vom Halse, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte sie [...] hin, worauf Eduard mit [...] Hast veranstaltete, daß der wohlgefügte Deckel sogleich aufgestürzt und eingekittet wurde. (WV, S. 332 f.)

Indem Eduard und Otilie die Kette in die Baugrube werfen, sorgen sie dafür, dass die Werte und die Bedeutsamkeit der symbolischen Ordnung, die die Grundsteinlegung legitimiert, buchstäblich begraben werden. So weisen die Gesten Charlottes und Eduards, die den Anfang und das Ende der Performanz des Rituals markieren, genau in entgegengesetzte Richtungen: Charlottes Versuch, die Stabilisierung der Ordnung durch Kalkstein als Bindemittel zu bekräftigen, folgt Eduards Versuch, diese Ordnung definitiv zu begraben. Doch liest man, dass Otilies goldene Kette als das Hauptsymbol der Hermetik<sup>46</sup> gelesen werden kann, die wohlbekannt *catena aurea*, so versteht man, dass Eduard und Otilie in ihrer Komplizenschaft auch genau das Symbol der epistemischen Ordnung begraben, die ihre Verbindung legitimiert, die der Verwandtschaft. Was sie begraben, untergräbt die Legitimität ihrer Verbindung der Seelenverwandtschaft. Laut Foucault wird diese *episteme* der Ähnlichkeit und Verwandtschaft durch fünf Weisen von Verbindungen charakterisiert: *convenientia*, *aemulatio*, Analogie, Sympathie und Signatur. Jede dieser Ordnungsverbindungen wird durch gewisse Szenen im Roman symbolisch dargestellt: gemeinsames Musizieren, Handschrift und Vertrag, symmetrisch einander ergänzende Kopfschmerzen, magische Anziehungskraft. Als letztes Zeichen nennt Foucault die Signatur. Und ausgerechnet nach der Grundsteinlegung, ereignet sich die Szene, in der ein Glas geworfen wird, das zerschellen und somit das künftige Glück der Bauherren markieren soll (WV, S. 334). Auf dem Glas sind die Buchstaben »E« und »O« eingraviert, die Eduard von nun an als Zeichen der magischen Verbindung zwischen sich und Otilie sieht. Bekannt ist aber auch, dass Eduard selbst einmal Otto geheißen hatte. Das ist der Name, den ihm sein Vater gab und den er dann ablegte. So wird deutlich, dass die festgestellte Verwandtschaft/Analogie uneindeutig ist, dass der Signifikant auf mehrere Signifikate zugleich hinweist, die eindeutige Repräsentation des Zeichens durch das Bezeichnete nicht mehr möglich ist; vielmehr kommt es auf die Interpretation des Individuums an. Somit wird aber auch die Grenze dieser Ordnung markiert: Ähnlichkeit und Verwandtschaft zeigen stets auf das Gleiche, auf die ewige Verdoppelung des Einen. Hier wird deutlich, dass es nicht mehr um die

<sup>46</sup> Vgl. den Kommentar Wiethölters in der Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags, a. a. O., S. 1033.

Verwandschaft der Dinge untereinander geht, sondern dass der Mensch die Verwandschaften nur noch in Bezug auf sich selbst sieht. Und da er von sich selbst nicht abstrahieren kann, geht es auch nicht mehr, wie in der Zeichenordnung der Klassik, um die reine, objektive Repräsentation des Bezeichneten durch das Zeichen, sondern es geht für Eduard nur noch um die Projektion und die Repräsentation seines Selbst.

Alle vorher erwähnten Verwandschaftszeichen können und wurden so gegen den Strich gelesen: Durch das gemeinsame Musizieren passt sich Otilie Eduards Stil an; so wird das Musikstück entstellt. Eduard duldet Otilie als Mitleserin, weil sie sich der Logik seiner Lektüre qua Interpretation anschließen würde. Auch diese – oft interpretierte – Szene der lesenden Liebenden<sup>47</sup> kann aus der Perspektive des Beobachtungsparadigmas gedeutet werden. Dreimal wird sie dargestellt: Beim ersten Mal beobachtet der Leser den Anspruch Eduards, die Hoheit über die Deutung und performative Aufführung der Lektüre zu behalten, ohne das Zutun Charlottes (WV, S. 299). In der zweiten Szene beobachten Charlotte und der Hauptmann, dass sich mit Otilie und Eduard ein lesendes Liebesduett herausbildet (WV, S. 328), bei der dritten Szene merkt der Erzähler an, dass Eduard ohne Otilies begleitenden aufmerksamen Blick kaum mehr fähig ist, selbst zu lesen (WV, S. 517). Doch die Übereinstimmung der Lesarten subvertiert den Reichtum des Textes, der nur durch divergierende Interpretationen am Leben erhalten wird. Die Schriftstile Eduards und Otilies, die zueinander in der Unterschrift finden, löschen sowohl die Handschrift als auch die Individualität des Einzelnen aus. Und die Initialen des Wahlverwandschaftsquartetts können zum Akronym ECHO konfiguriert werden, als Pendant zum von Eduard erwähnten Narziss.<sup>48</sup>

Nun arbeitet meine Phantasie durch, was Otilie tun sollte, sich mir zu nähern. Ich schreibe süße, zutrauliche Briefe in ihrem Namen an mich, ich antworte ihr und verwahre die Blätter zusammen. [...] Und so mischt sich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles, was mir mit ihr begegnet, schiebt sich durch- und übereinander. Bald unterschreiben wir einen Kontrakt; da ist ihre Hand und die meinige, ihr Name und der meinige; beide löschen einander aus, beide verschlingen sich. (WV, S. 387)

<sup>47</sup> Vgl. den Kommentar Waltraud Wiethölter in der Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags, a. a. O., S. 987.

<sup>48</sup> Vgl. Heinz Schlaffer, Namen und Buchstaben in Goethes *Wahlverwandschaften*, in: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 7, 1972, S. 84-102. Vgl. hierzu auch: Waltraud Wiethölter: Legenden. Zur Mythologie von Goethes *Wahlverwandschaften*, in: DVJS 56, 1982, S. 1-64.

Der Text verweist zudem darauf, dass die Vergrabung der patriarchalen Ordnung nicht funktionieren wird, und dass das, was hier vergraben wird, wieder zum Vorschein kommen wird, zum Beispiel in der Gestalt Ottos. Auch dies wird im Ritual der Grundsteinlegung vorweggenommen, indem der Redner darauf hinweist, dass:

jeder, der eine Übeltat begangen, fürchten muß, daß sie [...] ans Licht kommen werde. [...] Allein indem wir hier [...] einen Schatz vergraben, so denken wir uns eine Möglichkeit, daß dieser festversiegelte Deckel wieder aufgehoben werden könne, welches nicht anders geschehen dürfte, als wenn das alles wieder zerstört wäre, was wir noch nicht einmal aufgeführt haben. (WV, S. 332 f.)

Es geht um die Festigung, Untergrabung, Aushöhlung von Ordnungen, die hier schon vorweggenommen wird. Das ist ein Baudetail und ein poetologisches Detail zugleich, es ist die Ordnung der Welt und das, was das literarische Werk zusammen hält.<sup>49</sup> Hier wird die Machart des Romans metanarrativ reflektiert und der Leser wird mit der »Paradoxie konfrontiert, schon zu wissen, was er noch nicht weiß«. <sup>50</sup> Denn die Analepse des jungen Gesellen weist auf den proleptisch-prophetischen Charakter der chemischen Gleichnisrede zurück und zugleich auf den Fortgang des Romans: »Aber eben, damit dieses aufgeführt werde, zurück mit den Gedanken aus der Zukunft, Zurück ins Gegenwärtige.« (WV, S. 334) Eine Leseanweisung beim Bau? Das Verb »aufgeführt« irritiert: Es passt nicht in den Kontext eines Bauvorgangs. Es passt auch nicht in den Kontext der Rede und wendet sich auch nicht an die Anwesenden. An wen dann? An den Leser, und zwar nicht an den Erstleser, der diesen Satz wohl achtlos übergehen wird, sondern an den rekombinierenden Wieder-, Zweit- und Gegen-den-Strich-Leser, der ihn als Vorausdeutung auf die Experimentalanordnung tragisch scheiternder Figuren lesen kann, die der Roman vorführen wird. Und es ist ein kühner Gedanke, der das Schaudern mit einbezieht: Der Graben der Grundsteinlegung als Zeichen des Eheaufbruchs, das darin gelegte Medaillon Ottilies und das Begraben des Vaterbildes, ihre komplizenhafte Geste, die sie mit Eduard verbindet, verweisen tragischerweise auf das spätere gemeinsame Grab Eduards und Ottilies,

<sup>49</sup> Bereits Thomas Mann merkte an: »Wirklich sind die *Wahlverwandtschaften* geistige Konstruktion in einem Grade, wie man ihn bei Goethe, dem Sohn der Natur, nicht leicht zum zweitenmal findet.« Thomas Mann, Zu Goethes *Wahlverwandtschaften* (1925), abgedruckt in: Ewald Rösch (Hrsg.), Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften*, Darmstadt 1975, S. 152.

<sup>50</sup> Niklas Luhmann, Lesen lernen, in: ders., Schriften zur Kunst und Literatur, hrsg. v. Niels Werber, Frankfurt a. M. 2008, S. 9.

der sich auch über den Tod hinaus Liebenden. Die Liebe, grundiert durch die täuschende Verwandtschaftsordnung, ist, angesichts des Verlusts der Legitimität dieser Ordnung, nur jenseits der Todesschwelle denkbar.<sup>51</sup> Die berühmte Formel der magischen Anziehungskraft, die als geflügeltes Wort die Liebe zwischen Eduard und Ottilie im kulturellen Gedächtnis tradiert, sollte genauer gelesen werden, denn es heißt: »Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft *gegeneinander* aus« (WV, S. 516, Hervorhebung AH).

Der Vorbote des Todes dieses Liebespaares ist dasjenige Wesen, das durch seine phänotypische Ähnlichkeit Gemeinsamkeit stiften sollte und aufgrund der sittlichen Gesetze die Trennung einfordert: Otto. In der Szene des doppelten Ehebruchs der Phantasie, in der ironischerweise der Eheschwur durch den Ehevollzug gebrochen wird, fallen Ähnlichkeit und Seelenverwandtschaft mit der wechselseitigen Projektion und imaginären Repräsentation der Figuren der Geliebten ineinander. Diese überkreuzten Ähnlichkeiten konkretisieren sich in der Gestalt Ottos. Der Name verbindet das Gesamtpersonal des Romans, das wurde schon von H. Schlaffer<sup>52</sup> gedeutet: Charlotte, Ottilie, Eduard-Otto, Hauptmann-Otto. Der Name Otto konnte von Eduard abgelegt werden, er konnte sich bewusst dafür entscheiden, er hatte die Wahl.<sup>53</sup> Doch so wie Eduard Ottilie überredet, das Medaillon mit dem Foto des Vaters zu begraben und somit die Ordnung des Patriarchats zu untergraben, verzichtet er auch darauf, seine väterliche Pflicht ernst zu nehmen und dem Kind einen Namen zu geben. So wird dem Kind der unterdrückte Name durch Mittler aufgezwungen. Der Name ist Zeugnis der kollektiven Imagination des Wahlverwandtschafts- quartetts. Er offenbart das Geheimnis seiner Aporie, welche die Existenz des Bezeichneten zur Auslöschung verdammt.<sup>54</sup> So kehren sich die Verwandtschaftsbeziehungen in ihr Gegenteil um und all das, was Nähe suggerieren und eine magisch legitimierte Lebensbeziehung garantieren sollte, stellt sich als eminente Trennung heraus. Die paradigmatische Gegenüberstellung der Präpositionen »*auf* sich selbst«/»*gegen* andere« als

<sup>51</sup> Vgl. hier die Einsicht Walter Benjamins: »Es ist das Bauopfer, das bei der Einweihung des Hauses zurückgewiesen wird, das Ottiliens Sterbehau ist.« Walter Benjamin, *Goethes Wahlverwandtschaften*, in: ders. *Gesammelte Schriften*, Band I. 1, hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a.M. 1974, S. 126-201, hier S. 136.

<sup>52</sup> Heinz Schlaffer, *Namen und Buchstaben*, a.a.O.

<sup>53</sup> Vgl. zum Namenswechsel Eduards auch: Norbert Oellers, *Warum eigentlich Eduard?* Zur Namensgebung in Goethes *Wahlverwandtschaften*, in: Dorothea Kuhn/Bernhard Zeller (Hrsg.), *Genio huius loci*, Wien 1982, S. 215-234, hier S. 222 f.

<sup>54</sup> Vgl. den Kommentar Wiethölters in der Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags, a.a.O.



Zeichen für die Verwandtschaft, die, in ihr Gegenteil gewendet, als zugleich trennend und verbindend gedeutet werden kann, kommt in der Wiedererkennungsszene zum Vorschein. Eduard erblickt Otto zum ersten Mal und staunt:

Großer Gott! ruft er aus, [...] Ist dies nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen habe ich nie gesehen: [...] es trennt mich von meiner Gattin und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen. (WV, S. 492) [...] Der Major trat herein; [...] und bei dem dunklen Schein einer Kerze erblickte er, nicht ohne geheimes Grausen, sein erstarrtes Ebenbild. (WV, S. 496)

Ich fasse zusammen: Die Renaissance-Ordnungsfigur der *convenientia* wird in Goethes Text desavouiert durch den Riss der goldenen Kette und durch ihre Begrabung in die Baugrube. Die Figur der Ähnlichkeit und Verwandtschaft wird zudem dadurch desavouiert, dass sich herausstellt, dass nur die Perspektive des Einzelnen entscheidend ist, so wie zum Beispiel Eduard Ähnlichkeit stets auf sich selbst rückprojiziert. Die Ordnungsfigur der *aemulatio*, der gegenseitigen Projektion im Mikro- und Makrokosmos, der Vermählung des Heiligen mit dem Sinnlichen, für die wir als Beispiel das Portrait Ottilies am Kapellenhimmel genannt haben, kehrt sich in ihr Gegenteil um, indem sich das gemalte Portrait in der Leiche Ottilies spiegelt, die darunter aufgebahrt wird. Die Ordnung der Repräsentation, der Symmetrie zwischen Zeichen und Bezeichnetem, wird desavouiert durch Charlottes Neuordnung der Grabsteine am Friedhof.<sup>55</sup> Sie setzt ihre persönlichen ästhetischen Gesichtspunkte gegen die Ordnung der Repräsentation der Grabmonumente als Gedächtnisorte. Dies wird am Anfang des Romans angedeutet: »Mit möglichster Schonung der alten Denkmäler hatte sie alles zu vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer Raum erschien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gern verweilte.« (WV, S. 283) Im ersten Abschnitt des zweiten Romanteils wird dies erneut aufgegriffen. Doch nun werden die ästhetischen Kriterien aus einer anderen Perspektive in Frage gestellt:

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. [...] Allein [...] hatten schon manche Gemeindeglieder früher gemißbilligt, daß man die Bezeichnung der Stelle,

<sup>55</sup> Über die Friedhofsgrabanordnung und ihre Bedeutung für die Bindung an Herkunft und Tradition siehe die Anmerkung Walter Benjamins: »Keine bündigere Lösung vom Herkommen ist denkbar, als die von den Gräbern der Ahnen vollzogene, die im Sinne nicht nur des Mythos sondern der Religion den Boden unter den Füßen der Lebenden gründen.« Walter Benjamin, Goethes *Wahlverwandtschaften*, a. a. O., S. 132.

wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht: denn die wohlerhaltenen Monumente zeigen zwar an, wer begraben sei, aber nicht, wo er begraben sei, und auf das Wo komme es eigentlich an. (WV, S. 395) Die Sache ist nicht von [...] Bedeutung, versetzte Charlotte. [...] Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das reine Gefühl einer [...] allgemeinen Gleichheit [...] nach dem Tode, scheint mir beruhigender als dieses [...] starre Fortsetzen un-serer [...] Anhänglichkeiten und Lebensverhältnisse. (WV, S. 397)

Dieser nach eigenen Gesichtspunkten hergestellten Ordnung zum Preis der Zerstörung der alten, wird Charlotte bei der Anordnung der Grabstätten Eduards und Otilies widersprechen müssen. *Convenientia*, die Ähnlichkeit des Ortes, die notwendige Nähe als Zeichen der Verwandtschaft, wird noch in den letzten Szenen des Romans invoziert: die magische Anziehungskraft, die zwischen Eduard und Otilie waltete, jede Entfernung aufhob und sie in jedem Raum stets zueinander trieb. Diese räumliche Verwandtschaftsfigur im Zeichen der Liebe wird am Ende unter umgekehrten Vorzeichen verewigt, im Bild der zwei Särge der Protagonisten in der Kapelle, als Zeichen einer Ordnung, über die Charlotte gegen ihre eigene Überzeugung verfügt.

Charlotte gab ihm seinen Platz neben Otilien und verordnete, daß Niemand weiter in diesem Gewölbe beigesetzt werde. [...] So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere, verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen. (WV, S. 529)

Im zweiten Teil des Romans werden ähnliche Spiegelungsverfahren eingesetzt. So lässt sich am literarischen Text zeigen, wie mit deren Hilfe Unterscheidungen eingeführt werden, die zur Beobachtung dessen verführen, was durch ein Kunstwerk beobachtet werden kann, aber vor allem, um auf metanarrativer und metafiktionaler Ebene vorzuführen, wie sich ein Kunstwerk selbst beobachten kann. So erklärt sich der Roman selbst zum autoreflexiven Medium.

Im Folgenden soll dieses Verfahren der Experimentalität als Medium der Beobachtung zweiter Ordnung – nur noch summarisch angedeutet – an der Novelle der *Wunderlichen Nachbarskinder* und am Pendelversuch dargestellt werden. Schon im ersten Kapitel des zweiten Teils wird deutlich gemacht, dass es hier nicht mehr um die Handlung geht, sondern um ihre ästhetische Reflexion. Entsprechend agieren die Figuren nicht mehr nur direkt und unmittelbar vor den Augen des Lesers, vielmehr wird das

Geschehen auf zweiter Stufe eingerahmt und durch die Beobachtungen Otilies kommentiert. Ein interessantes Phänomen in der Experimentalanordnung des Romans, eine metaleptisch rekursive Figur: Denn die durch die doppelten Briefe des Gehülfen und der Pensionsvorsteherin einer doppelten Beobachtung unterzogene Person, die in den rahmenden Briefen nur Objekt der Beobachtung auf zweiter Stufe war, beobachtet nun selbst und hinterlässt damit dem Leser ein Zeugnis. Und tatsächlich lassen sich die Aufzeichnungen Otilies in drei Kategorien einteilen, die zur Experimentalanordnung des Romans als Beobachtungsmedium auf zweiter Stufe passen: Es geht um Ästhetik, Sprache und Naturwissenschaft. Problematisiert wird auch die Perspektivierung der Betrachtung, die Tatsache, dass ein Porträtmaler nicht das objektiv-mimetische Porträt eines Modells wiedergeben kann, sondern zugleich stets auch sein Verhältnis zur porträtierten Person im Bild mit verewigt. Von dieser Perspektive kann er sich nicht loslösen, so wenig wie er alle Perspektiven der Betrachtenden zugleich in einem Porträt realisieren kann. »Deswegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. [...] Sie sollen einem Jeden sein Verhältnis zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie Jeder ihn fassen würde.« (WV, S. 403) Diese Aufzeichnung dient auch als Reflexion der Funktion der Kunst als multiperspektivische Experimentalanordnung, die konzeptionell den geeigneten Rahmen und den offenen Raum für den widersprüchlichen Perspektivenreichtum künftiger Betrachtender entwirft.

Was in der chemischen Gleichnisrede vorbereitet wird, die »Dazwischenkunft eines Dritten« (WV, S. 277), wird im zweiten Teil des Romans ebenfalls praktiziert: durch den Auftritt des Architekten, des englischen Lords, des Gehülfen und der Gräfin. Alle beobachten die Gegebenheiten auf dem Gut aufmerksam und ziehen ihre Schlüsse daraus. Da für die vorliegende Analyse das Paradigma des Experiments relevant ist, soll nun das doppelte Experiment des Lords näher betrachtet werden, das die Diskursordnungen der chemischen Gleichnisrede metanarrativ doppelt: metafikcional auf der Ebene der Kunst, durch die Novelle der *Wunderlichen Nachbarskinder* und metaexperimentell auf der Ebene der Naturwissenschaft, durch den Pendelversuch. Zudem kann die Novelle der *Wunderlichen Nachbarskinder* als Medium der Experimentalität gelesen werden, das die Wissensordnung der Verwandtschaft, deren Typologie im vierten Kapitel diskutiert wurde, spiegelnd aufnimmt und eine Differenzkonstellation im Medium des Fiktionalen beobachtbar macht. Die »Nachbarskinder« im Titel erinnern an die Renaissance-Verwandtschaftsfigur der *convenientia*. Unmittelbar vor Beginn der Novelle heißt es: »so dachte [der Lord] mit

einer zwar sonderbaren, aber sanften Begebenheit zu schließen, und ahndete nicht, wie nahe diese seinen Zuhörern verwandt war.«<sup>56</sup> (WV, S. 470). Am Ende heißt es: »Nun kam der Lord an die Reihe zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, etwas dem Hause [...] Verwandtes erzählt worden.« (WV, S. 479) Die Novelle berücksichtigt als Erzählexperiment in äußerster Reduktion lediglich die Verwandlungen der Verwandtschaftsverhältnisse zwischen ihren Protagonisten – Annäherung, Anziehung, Konflikt, glückliche Erlösung – und wirkt somit wie ein künstlich erzeugtes Experiment im (Narrations-)Labor, in dem das zu beobachtende Phänomen zu experimentellen Zwecken aus seinen Zusammenhängen (gesellschaftlichen, moralischen) herausgerissen wird. Eine Bemerkung des Grafen zur Besonderheit der literarischen Darstellung – differenzspezifisch, im Komödiengenre – wirkt wie ein treffender Kommentar hierzu:

In der Komödie sehen wir eine Heirat als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mehrerer Akte verschobenen Wunsches, und im Augenblick, da es erreicht ist, fällt der Vorhang und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt ist es anders; da wird hinten immer fort gespielt [...]. (WV, S. 340)

Die Novelle skizziert ein Inklusionsschema, innerhalb dessen die Verhältnisse des Figurenquartetts auf metadiegetischer Ebene umgekehrt werden. Es wird ein alternativer, kontrafaktischer erzählerischer Pfad mit glücklichem Ausgang gezeichnet, der diesen Ausgang jedoch seinem repräsentationslogischen Status als Erzählung auf zweiter Stufe verdankt. Sie dient der Beobachtung auf zweiter Stufe, der Beobachtung der Differenz zwischen Schicksalsfügung und Kontingenz. Durch die Differenz, die metafictional markiert wird, beobachten die Figuren, was in ihrer – aktuellen – fiktionalen Welt problematisch oder gar unmöglich ist. Zudem wird auf metanarrativer Ebene die Gefährlichkeit der Ordnung der Verwandtschaft illustriert. Das soll hier an nur einer der oben erwähnten Ordnungsfiguren, der der Sympathie, gezeigt werden:

Die Sympathie transformiert. Sie verändert, aber in Richtung des Identischen, so daß, wenn ihre Kraft nicht ausgeglichen werden würde, die Welt sich auf einen Punkt reduzierte, [...] auf die finstere Gestalt des Gleichen. All ihre Teile würden einander erhalten und miteinander bruchlos kommunizieren wie jene Metallketten durch die Anziehung eines einzigen Magnetsteins.

[...]

<sup>56</sup> Ergänzung durch AH.

Deshalb wird die Sympathie durch ihre Zwillingsgestalt, die Antipathie kompensiert. Diese erhält die Dinge in ihrer Isolierung aufrecht und verhindert die Assimilierung. Sie schließt jede Art in ihrem obstinaten Unterschied und ihrer Neigung, in dem zu verharren, was sie ist, ein.<sup>57</sup>

Genau dieses Spiel der Sympathie und Antipathie wird in der Novelle der *Wunderlichen Nachbarskinder* experimentell vorgeführt. Die antithetische Gegenüberstellung verhindert die gegenseitige Assimilation. Nur sie führt zur Wandlung, Verwandlung, Metamorphose.

So stellt die Novelle eines der eindrucksvollsten Systeme der Beobachtung zweiter Ordnung aus, das Kommunikationssystem der Liebe.<sup>58</sup> Niklas Luhmann stellt fest, dass jeder am Kommunikationscode »Liebe« Beteiligte berücksichtigen muss, wie er von anderen beobachtet wird. Mangelnde Rücksicht ist ein deutliches Anzeichen für fehlende Liebe. Ausgehend von den Befunden, die der Novellenfiktion zu verdanken sind, kann das Personal der *Wahlverwandtschaften* aus der Perspektive der beobachtenden Liebe betrachtet werden: Tatsächlich achtet Eduard auf alle Zeichen, die auf die aufmerksame, bis zur Selbstaufgabe entgegengebrachte Beobachtung Otilies hindeuten, und deutet sie für sich als Otilies Eingeständnis manifest gewordener Liebe. Doch die Liebe zeichnet sich auch dadurch aus, das eigene Handeln auf »die beobachtete Andersheit der Beobachtungen des Anderen einzustellen.«<sup>59</sup> Eduard blendet die diametral entgegengesetzten Beobachtungen Charlottes aus und versucht hingegen die Beobachtungsgabe Otilies auf sich selbst zu zentrieren und sie somit zu assimilieren. Diese Assimilierungstendenz ist nicht ungefährlich.

Man wird nicht behaupten können, dass Otilie eben dies aus der Deutung der Novelle gewahr wird. Das metafiktionale Spiel der Experimentalität als Medium der Beobachtung durch die Novelle wird eher dem Leser selbst zugemutet. Otilie selbst lernt aber, das führt der Roman durch die großräumige Darstellung ihrer Tagebuchaufzeichnungen vor, sich selbst und andere bei der Beobachtung zu beobachten, darüber zu reflektieren und somit zum Schluss jede Art von Assimilation durch Dritte zu verweigern und damit ihre Eigenständigkeit zu bewahren. Den Entschluss hierfür fasst Otilie signifikanterweise, als sie als unbeteiligte Beobachterin

<sup>57</sup> Foucault, *Ordnung der Dinge*, a. a. O., S. 54.

<sup>58</sup> Das hat Christine Lubkoll gezeigt, siehe Anm. 7. Alle Stationen des Kommunikationscodes der Liebe, die von Niklas Luhmann diachron beschrieben wurden, sind im Roman synchron konfiguriert.

<sup>59</sup> Luhmann, *Kontingenz als Eigenwert*, a. a. O., S. 123.

eines Gesprächs Einblick darin gewinnt, wie Charlotte sie beobachtet, und daraus voller Empathie die Einsicht gewinnt, dass sie sich durch Entsaugung der Anziehungskraft der Assimilation entziehen muss, um den tragischen Ausgang des Affinitätsexperiments zu verhindern. Doch die Illusion, dass der Ausgang des tückischen Experiments durch eine bewusste, rationale Wahl beeinflusst werden kann, wird der Roman nicht bestehen lassen. Denn Eduard widersteht der Assimilationskraft nicht. Die Anziehungskraft der Verwandtschaft verwandelt – und führt im Roman in eine vollkommen andere Richtung hin im Ausgang der Novelle.

Das Wort »Verwandtschaften« kommt, außer im vierten Kapitel, nur noch in der zweiten Experimentszene des Romans vor, beim Pendelversuch. Sie ist die einzige Stelle im Roman, in der erneut der wissenschaftliche Charakter eines Magnetisierungsexperiments diskutiert wird und somit die Thematik der chemischen Gleichnisrede aufgegriffen wird. Bis in den Wortlaut hinein wird intratextuell zitiert, was zur gegebenen Zeit vom Figurenterzett diskutiert wurde.

Auch er gab wiederholt zu erkennen, daß man deswegen, weil solche Versuche nicht Jedermann gelängen, die Sache nicht aufgeben, ja vielmehr nur desto ernsthafter und gründlicher untersuchen müßte; da sich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen untereinander, organischer gegen sie und abermals untereinander offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen seien. (WV, S. 480f.)

Doch, wohlgermerkt, waltet nun bei allen Beteiligten Vorsicht. Ottilie äußert schon vorab ihre Sorge, Anschauungsobjekt in einem Experiment zu werden, Charlotte wendet sich am Schluss des Experiments davon ab. Lord und Begleiter sind sich über die Legitimität der Durchführung uneinig. So findet dieses zweite Experiment unter umgekehrten Vorzeichen statt, da seine Durchführungsvoraussetzungen nun sehr wohl reflektiert werden. Um über seine Funktion in der Experimentalanordnung der Narration nachzudenken, sei hier an die Kriterien erinnert, die ich zu Beginn in Anlehnung an Grizelj als Merkmale der Experimentalität als Medium der reflexiven Selbstbeobachtung im Roman anführte: Selbstreferenz, Beobachtung zweiter Ordnung, Konstruktion von Differenzkonstellationen. Die zweite Experimentszene greift das Gespräch im vierten Kapitel durch intratextuelle Anspielung auf. So wird eine differente Spiegelungskonstellation zur chemischen Gleichnisrede erzeugt. Ahnungsvoll beschreiben Lord und Begleiter diesmal den Unbestimmtheitscharakter des Experiments: Weder die Voraussetzungen der Versuchsanordnung noch die Legitimität des Versuchs, geschweige denn sein Ende scheinen gewiss zu sein. Lord und Begleiter sind sich darin einig, dass sie viel zu wenig wissen, um

durch das Experiment erkennen zu können. Im Gegensatz dazu schien dem Figurenterzett im vierten Kapitel das mangelnde Wissen keinesfalls ein Hindernis in der Voraussage des gewünschten Experimentverlaufs zu sein. So wird deutlich, wie sich die Blickrichtung verlagert: Von den zu beobachtenden Phänomenen, die einem Experiment unterzogen werden, um eine Theorie zu bestätigen, zu den Fragen, womit grundsätzlich experimentiert werden kann und wie die Legitimität eines Experiments begründet wird. Und vielmehr: In welcher Weise beeinflusst die Ausgangsfrage und Beobachtungsposition des Beobachters die Anlage und den Ausgang des Experiments? So wird deutlich, wie der Roman das, was er thematisiert, in einem zweiten Durchgang in der Form der ironischen Selbstbezugnahme reflektiert. Die herkömmliche narrative Form wird zudem durch die aphoristischen Tagebuchpassagen Otilies gesprengt, in denen keinem roten Faden der Erzählung mehr gefolgt wird, sondern vielmehr die Voraussetzungen der künstlerischen Darstellung selbst diskutiert werden. Damit erhebt sich der Roman in den Modus der beobachtenden Reflexion seiner eigenen Form. Er weist darauf hin, dass nicht nur das Dargestellte, sondern der Modus der Darstellung selbst zum selbstreflexiven Medium eines epistemologisch-poetologischen Experiments wird, ganz im Sinne des Anfangszitats: »Machen Sie nächstens einen Versuch und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen.« (WV, S. 444)